

Missionspost.

Missionspost

Ein Krankenruf in St. Barbara

Gs war nachts 11 Uhr. Ich war gerade im ersten Schlaf. Da „Sapp, Sapp, geklopft?“ Da klopft es wieder.

„Wer ist draußen?“

„Ich.“

„Wer?“

„Ich bin es, der Leo“ — Leo, der Lehrer von St. Jakob stand vor der Tür.

„Was ist denn los? Was willst du noch zu so später Stunde?“

„Die Frau des Zacharias ist schwer krank und möchte den Priester haben.“

Jetzt aber schleunigst herunter vom Strohsack, und in die Kleider geschlüpft. Draußen vor der Tür stand der Lehrer mit Speer und Stock und hinter ihm der kleine Timoth, der Sohn des Zacharias. Ich frug, was der Frau eigentlich fehle. Da hieß es, daß sie vor zwei Tagen etwas am Bein bekommen habe, aber weiter keine Beschwerden gefühlt habe. Heute aber hätten sich plötzlich große Schmerzen eingestellt, nicht am Fuß allein, sondern auch an Arm und Hals und am ganzen Körper.. „Da liegt sicher Blutvergiftung vor“, sagte ich zu mir selbst, „wegen Fieber allein ruhen die Leute nicht sogleich den Priester, namentlich der Lehrer nicht. Jetzt heißt es sich sputen. Nach St. Jakob braucht man am hellen Tag schon gute zweieinhalb Stunden, und jetzt bei Nacht, auf diesen Bergpfaden, wer weiß, wann wir dorhin kommen.“

Schnell wurde eine der Laternen angezündet und die Verschächen hergerichtet, dann das Allerheiligste geholt. Jetzt konnte es losgehen.

Zuerst ging es noch durch ebenes Land. Das erste Viertel des Mondes warf noch einen fahlen Schein auf die schmalen Pfade, sodaß wir rüstig voranschreiten konnten. Als wir aber in die erste Schlucht einbogen, ging er unter. Über uns leuchtete nur noch der südliche Sternenhimmel in seiner Pracht. Gerade vor uns stand das Kreuz des Südens, als wollte es uns den Weg weisen.

Jetzt hieß es langsam gehen. Der Weg führte bald bergauf, bald bergab, über Felsplatten und Steine, durch Busch und Sumpf. Da konnte man nicht mehr seinen Gedanken nachgehen; da hieß es alle fünf Sinne zusammen nehmen, um nirgends anzustoßen oder mit Mutter Erde Bekanntschaft zu machen. Voran ging der Lehrer, der mit der Laterne den Weg ausfindig machte. Klein Timoth trippelte leise hintendrin. Nach mehr als einer Stunde kamen wir durch einen Kraal. Alle Hütten waren in tiester Ruhe, nur die Kraalskötter schlügen an wegen uns Ruhestörern.

Weiter ging es. Der Weg wurde immer schlechter. Schließlich kamen wir auf der Höhe vor dem Umbumira-Fluß an. Der schlimmste Teil lag nun vor uns. Der Lehrer bedeutete mir, ja recht vorsichtig zu sein, damit ich nicht zu Fall käme. So ging es nun hinunter, immer hinunter. Bald mußten wir uns zwischen mächtigen Basaltblöcken hindurchzwängen, dann wieder zwischen, oder besser gesagt, unter dem Riesengras durchschlüpfen, aber immer steil abwärts. Stellenweise ging es auf allen Vieren. Und unten in der Tiefe sang der Umbumira mit seinen Schnellen und Fällen sein ewiges Lied. —

Der Fluß hatte glücklicherweise nur wenig Wasser. So konnten wir zwar hochgeschürzt, aber doch unbehelligt übersehen. Ein eigenartiges Bild: Oben das Kreuz des Südens in seiner ganzen Pracht herableuchtend über den dunkel aufsteigenden Felsenberg, unten das rasch dahinsausende Wasser mit seinem vom Lichte magisch beleuchteten Wasserspiegel, das im Halbdunkel sich versierende Schilf der Ufer, und mitten im Wasser, begleitet von zwei Söhnen Afrikas, der Priester mit dem Herrn der Welt. —

Von jetzt ab führte uns der Weg immer die Talsohle entlang, durch Schilf und Wald und Feldern der Eingeborenen. Kurz nach zwei Uhr trafen wir am Ziele an. Wir hatten trotz allem tüchtig ausgegriffen.

Die Hütte war vollbesetzt mit Frauen; alle im tiefsten Schlaf. So mußten zuerst ein halb Dutzend Weiber mit Anhängsel herausbefördert werden, bis ich endlich zur Kranken gelangen konnte.

Es ist dies eine eigentümliche Sitte bei den hiesigen Schwarzen. Ist jemand frank, und hat er nur ein bisschen Leibschmerzen, so muß gleich die ganze Verwandtschaft kommen und Krankenbesuch machen. Und Vettern und Bauen gibt es hier bei den Schwarzen! Da können die schwäbischen Vettern und Bauen bei weitem nicht mehr nachkommen. Die ganze Verwandtschaft muß auch benachrichtigt werden, wenn der Kranke auch noch so sehr der Ruhe und Schonung bedarf.

So war es auch hier. Nachdem also die ganzen Bauen glücklich hinauspendiert waren, betrat ich mit dem Allerheiligsten die Hütte. Einen Tisch oder auch nur eine geeignete Kiste darf man im Haushalt der Mashonas nicht suchen. So muß man sich hat in diesen Fällen behelfen, so gut es geht. Ein einziger Blick in der Runde zeigte mir, daß auch diesmal nichts anderes übrig blieb, als das Allerheiligste auf den Stein zu legen, auf dem die Frauen ihr Getreide mahlen.

Hierauf ging ich zur Kranken und erkundigte mich, was ihr fehle. „Adine



Schwarze Schwestern Konvent in Assisi, Südafrika

gumbo.“ Das heißt auf gut Deutsch: „Ich habe ein Bein“. Im Anfang mutet diese Redeweise den Europäer eigenartig an. Fehlt es am Fuß, dann hat der Mashona „ein Bein“. Hat er Kopfschmerzen, so sagt er: „Ich habe einen Kopf“, und hat er Augen- oder Ohrenschmerzen, dann hat er „Augen“ bzw. „Ohren“. Wenn einer daher humpelt und sagt: „Ich habe ein Bein“, dann kommt es mir auch heute noch unwillkürlich heraus: „O, ich hab' ihrer zwei.“ Meistens gibt es dann ein herhaftes Gelächter.

Also auch diese Frau hatte „ein Bein“, und dazu noch „einen Arm“ und „einen Hals“ und „einen Kopf“. Es lag also keine Blutvergiftung vor, wie ich ursprünglich vermutet, sondern eine Art Malaria, wie sie bei den hiesigen Einheimischen häufig auftritt; in der heißen Regenzeit zumal. Die Schwarzen trinken eben auch Wasser aus allen Pfützen; häufig kommen sie noch in den Regen und können sich nicht gleich trocknen. Da haben sie immer bald Malaria. Darum haben sie mit dieser Krankheit durchschnittlich viel mehr zu schaffen als der klimafremde Europäer.

Die Kranke hatte stark Malaria. So trug ich kein Bedenken, ihr die hl. Sacramente zu spenden, zumal ich nicht wußte, wann ich wieder in diese Gegend kommen würde. Beim Lichte des flackernden Herdfeuers empfing sie Beichte, hl. Kommunion und die letzte Ölung.

Mitlerweile war es 3 Uhr geworden. Ich mußte wieder zurück, da ich noch in St. Barbara in der Frühe Gottesdienst halten sollte. Einer von den Männern — es hatten sich trotz der Nacht ziemlich viel Leute eingestellt — erbot sich, mich zurückzubegleiten. So ging es wieder hinein in die stockdunkle Nacht, denselben Weg zurück, den wir genommen.

So gegen 4 Uhr schaute ich wieder einmal zum Himmel empor. Kein Wölkchen trübte den Sternenhimmel. Später als es zu dämmern anfing und die Aufmerksamkeit nicht mehr ganz und gar dem Weg geschenkt werden mußte, schaute ich wieder auf. Kein Stern war mehr zu sehen. Nur schwere Wolken. Ich schaute zurück; hinten regnete es schon. Jetzt wurden aber, wie man sagt, die Füße in die Hosentaschen gesteckt. Der Regen hatte zwar Mitleid und ließ die ganze Zeit, gewiß nicht zu unserm Leid, auf sich warten. Aber das hohe Gras war ganz vom Tau bedeckt. So kam ich trotzdem noch patschnaß zu Hause an. Schnell wurden noch die Kleider gewechselt; hierauf galt es, an den Altar zu treten.

Ja, so gibt es manche Bilder und manche Geschichten im Missionsbetrieb.

Wie der Kobel-Beit zu Hause regiert

Eine Geschichte vom Reimichl^{*)}

Der Kobel-Beit von Gatterbach häuste allein mit seinem Weiblein, der ehrenfesten Kobel-Lieze, weit droben am Berge auf einem Kleinhauslbergüttchen. Der Beit hatte schon in den ersten Wochen des sonnigen Chelebens die Hosen an sein zungenfertiges und herrlustiges Weiblein abgegeben und dafür ein paar nette Hausspantoffeln erstanden. — Da er so fest in diesen Pantoffeln drinnen stedte, war der arme Beit das ganze Jahr hindurch bitter viel zum Haushüten und Stubenhocken verurteilt. Die getreue Frau Lieze hatte auch den läblichen Brauch, jeden Abend um sieben Uhr zu sperren, und hernach gelangte keine Mensch mehr hinaus, noch weniger herein. Wenn sich ein solches Haustierchen je einmal verspätet hatte, so gab es keine Gnade und Barmherzigkeit — es mußte außer dem Hause, im Stall oder in der Scheune, übernachten, und in der Früh wußte die Frau Lieze so erschütternd zu predigen, daß den verschiedenen Gattungen der Mäuse die grauen und schwarzen Haare zu Berge standen. — Der Beit hatte schon längst keine Ansechtungen mehr zu abendlichen Spaziergängen und zu nächtlichen Sitzungen, nur gewisse Bilder aus seinen ledigen Tagen mit eichel- und laubförmigen, mit schelligen und herzigen Figuren umgeisterten manchmal seinen Sinn, und die edle Kunst des „Wattens“ verfolgte ihn in seinen stillen Träumen.

Es war in der Frauenwoche im August, da unternahm die Lieze allein eine Wallfahrt. Am Sonntag in der Früh zog sie fort, am Mittwoch abends versprach sie wieder heimzukommen. Sie trug dem Beit strengstens auf, ja das Haus keinen Augenblick allein zu lassen, denn es täten alleweil Räuber- und Zigeunerbanden herumstreichen; und sie würde bei ihrer Heimkehr alles erfragen, was ihr Mann gehalten und unterlassen habe. Der Beit versprach das Beste, als aber die Lieze durch die Haustür schritt, zeichnete er hinter ihrem Rücken ein großes Kreuz. Um zwölf Uhr zu Mittag saß er schon beim „Fraggele“-Wirt, sagte „Trumphi“ und „Schlag“, gab drei und vier und fünf und gewann einen „Kopf“ um den andern. Der Mond zog schon ein breites Maul, und die Turmuhr schlug wiederum zwölf, als der Beit zum Kobelhäuschen emporstieg. Am Montag begann das Spiel erst um sieben Uhr abends, es dauerte aber auch um ein paar Stunden länger. Den Dienstag, als den letzten Tag der Freiheit, beschloß der Beit ordentlich auszunützen.

^{*)} Entnommen dem bekannten „Reimichl-Wolfskalender 1930“. Verlagsanstalt Throlia, Innsbruck.